

# Ostland

## Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

9. Heft

September 1928

3. Jahrgang

### Aufbau und Aufgabe eines Museums für Kunst und Gewerbe

von Universitäts-Professor Dr. Max Sauerlandt-Hamburg

Die Anschauung, daß die öffentlichen Kunstsammlungen in unserer leidenschaftlich neuer Lebensgestaltung zudrängenden Gegenwart keine rechte Stelle mehr hätten, daß ihre Rolle im eigentlichen Sinne des Wortes ausgespielt sei, ist weit verbreitet. Schon das Wort Museum klingt vielen unerträglich.

Mit Unrecht. Gerade in dieser unendlich bewegten, vorwärtsgetriebenen Zeit sind die Museen doppelt wertvoller, doppelt unentbehrlicher Ort der Beruhigung und Besinnung. Ihnen ist die Aufgabe gestellt, das ins Wanken geratene historische Bewußtsein neu zu befestigen, das Bewußtsein von dem inneren Zusammenhang aller, auch der scheinbar aus dem Nichts neu entstehenden Ereignisse mit den Tatsachen der Vergangenheit, und die zweite, ebenso wichtige Aufgabe, durch die Stärkung dieses historischen Bewußtseins das lebendige Gegenwärtiggefühl zu erhöhen.

Es gilt, das Gegenwärtige im Spiegel der Vergangenheit, das Vergangene im Spiegel des Gegenwärtigen zu sehen und damit die innere Einheit von Vergangenheit und Gegenwart neu zu erfahren.

\*

Nach den Schutzgottheiten der Künste, den jugendlichen Göttinnen des Maßes der rhythmischen Ordnung, der Schönheit, tragen nach altem Gebrauch unsere öffentlichen Kunstsammlungen noch heute ihren Ehrennamen.

Wollen sie sich dieses Namens würdig zeigen, so müssen sie in ihrem Besitz und der Art seiner Darstellung auch die Gesetze des Maßes, der Ordnung und Schönheit verkörpern. Sie müssen nicht nur Kunstwerke beherbergen, sondern in sich selbst den Charakter des Kunstwerkes darstellen.

Wie bei jedem Kunstwerk, und wäre es auch nur im tiefsten Bewußtsein des schaffenden Künstlers, das Ganze eher vorhanden ist, als seine Teile, so muß auch dem Aufbau des Museums die Idee des Gesamtorganismus zugrunde liegen und eine die einzelnen Kunstwerke übergreifende Idee, die das Besondere zum Beispiel des Allgemeinen erhebt, muß in der Art seines Aufbaus eindrucksvoll hervortreten.

Vollkommen ist dieses Ziel nur dann zu erreichen, wenn die architektonische Gestaltung des Museumsbaues selbst so biegsam und so wandlungsfähig ist, daß sie dem allmählichen Wachsen der Sammlungen nachzugeben vermag. Wo ein vorhandener, ursprünglich anderen Zwecken bestimmter Bau — wie bei unserem Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe — erst nachträglich und einigermaßen künstlich den Zwecken der Kunstsammlung dienstbar gemacht werden mußte, wird es an Härten und Reibungsflächen zwischen Idee und Ausführung nicht fehlen und das Ideal des „Museums als Kunstwerk“ wird dann nur unvollkommen zur Erscheinung kommen können.

\*

Das Museum enthält in seinen zahlreichen Schauräumen eine zunächst vielleicht verwirrend große Zahl von Kunstwerken aller Art und Bestimmung, vom einfachen Gebrauchsgesetz bis zum scheinbar ganz frei geschaffenen Gemälde und plastischen Bildwerk, Kunstwerke, die den verschiedensten Kulturkreisen und den verschiedensten Epochen, von der ältesten vorgeschichtlichen Zeit bis zur unmittelbaren Gegenwart, entstammen.

Alle diese künstlerisch geformten Dinge aber sind als Zeugen menschlicher Kulturentwicklung, als Zeugen menschlichen Formungsvermögens durch mannigfache Verwandtschaftsbeziehungen oder Gegensätze der Ausdrucksform miteinander verbunden und aufeinander bezogen und bilden dadurch eine über den einzelnen Gegenstand hinausweisende höhere Einheit.

Jeder Besucher sollte darum zuallererst versuchen, bei einem Rundgang durch sämtliche Räume des Museums einen ersten Begriff von dieser inneren Einheit aller Sammlungen zu gewinnen.

Die rhythmisch gegliederte Ordnung der ausgestellten Kunstwerke nach Kulturkreisen und Zeiträumen, die in sich geschlossene Entwicklungsreihen der künstlerischen Formung begreifen, erleichtert eine solche erste Übersicht.

Ein solcher Rundgang durch alle Schauräume des Museums kann aber naturgemäß zunächst nur einer ersten, ganz allgemeinen Orientierung über den Gesamtbesitz und den letzten Plan und Sinn der Sammlungen dienen.

Es ist ganz unmöglich, bei einem solchen Rundgang alle in den verschiedenen Abteilungen ausgestellten, nach Tausenden zählenden Kunstwerke auch nur oberflächlich zu sehen, geschweige denn in ihren sachlichen und formalen Sinn, in ihre gegenseitigen Darstellungs- und Formbeziehungen und -gegensätze einzudringen oder gar die unverwechselbare Formbesonderheit jedes einzelnen Werkes aufzufassen. Und doch bietet nur diese Erkenntnis eine sichere Handhabe für eigene Beobachtungen und eigenes Urteil.

Nächste Regel für den Besuch des Museums muß darum die strengste Beschränkung auf den Inhalt einer einzelnen Raumgruppe, eines Raumes, ja am besten jedesmal nur einzelner ganz weniger Kunstwerke sein.

Die Art der Aufstellung der Sammlungen will eine solche freiwillige Beschränkung erleichtern, ja erzwingen.

Die eine fortlaufende Folge bildenden einzelnen großen Räume und Raumgruppen sind aufs deutlichste voneinander geschieden und durch die farbige Behandlung der Wände, des Holzwerks von Tür- und Fensterumrahmungen, durch die wechselnde Art der Fensterteilungen und des Lichteinfalls und durch Art und farbige Ausstattung der Schauschränke zu geschlossenen kleineren Einheiten innerhalb der Gesamtheit des Museums zusammengefaßt. Dabei soll die farbige Behandlung der Räume keineswegs etwa eine bevorzugte Lieblingsfarbe der betreffenden Epoche hervorheben, sie soll in ihrer Gesamterscheinung vielmehr nur das spezifische Gewicht der geistigen Zeitstimmung zu unmittelbarem, sinnlichem Erlebnis bringen.

So ist z. B. die religiös gestimmte Feierlichkeit der mittelalterlichen Kunst durch ein tiefes Blau, die männliche Weltfreudigkeit der deutschen Renaissance durch ein energisches Goldgelb, die Prachtfülle des Barocks durch ein tiefes Rotbraun und die leichtere Zierlichkeit des Rokoko durch ein helles Meergrün der Wandfarbe begleitet: Dort haben die Schauschränke die Farbe dunklen Eichenholzes, in anderen Räumen sind sie schwarz gebeizt, wieder in anderen zeigen sie Nußbaumholzfournier, in den Rokokoräumen sind sie weiß lackiert.

Die Zusammenstellung mehrerer kleinerer Werke in einem Schauschrank ist bei einem Museum dieser Art, ebenso wie das notwendige Ablaß von Schauschränken überhaupt, leider nicht zu vermeiden, obwohl beides oft den künstlerischen Sinn der Dinge nahezu aufhebt, die nur, wenn man sie frei in der Hand hält, den Gehalt ihrer Form ganz enthüllen.

Soweit es irgend möglich war, sind aber die künstlerisch hervorragendsten Gegenstände wenigstens in Einzelschränken ausgestellt. Wo das unmöglich war, ist immer das größte Gewicht auf eine Aufstellung gelegt, die jedes einzelne Werk in seiner Besonderheit und in der seine Form erklärenden Lage oder Stellung zur Anschauung bringt. Eine Prüfung solcher museumstechnischer Einzelheiten der Aufstellung kann auch dem Laien bisweilen unmittelbaren Gewinn bringen.

Oftmals ist auf die Besonderheit einzelner Werke durch die Zusammenstellung von Arbeiten aus verschiedenen Werkstoffen, aber von verwandtem Formcharakter hingewiesen worden.

Diese Art der Schaustellung, bei der ein Werk das andere durch den Gegensatz des Materials: Glas, Metall, Holz, Ton, isoliert und gleichzeitig in seiner Wirkung bekräftigt, läßt besser als die Reihung stoffgleicher Arbeiten die Besonderheit jedes einzelnen Kunstwerkes hervortreten. Sie hebt schon durch den Wechsel von Formen und Farben den Eindruck der Gleichartigkeit auf und wirkt damit, wie die Erfahrung bestätigt hat, dem bösesten Feind der Museumsbesucher, der Ermüdung des Auges, entgegen.

Endlich erleichtert ein solches Nebeneinander von Arbeiten aus verschiedenen Werkstoffen durch die Möglichkeit, ja den Zwang unmittelbaren Vergleichs eines Stückes mit dem ihm benachbarten andern die Erkenntnis, daß jede künstlerisch schöpferische Zeit die verschiedensten Werkstoffe aus innerem Gefühl nach verwandten

Ausdrucksbedürfnissen geformt hat, und eben das empfinden wir ja als Zeugnis des sicheren und klar ausgeprägten Stilgefühls der großen künstlerischen Epochen der Vergangenheit.

In dieser neuen Art der Schaustellung, die nach dem Kriege um dieser Wirkungsmöglichkeiten willen in bewußter Absicht zuerst in dem Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe zur Durchführung gekommen ist, wenden sich die vielteiligen Sammlungen des Museums nun nicht mehr vorzugsweise an einzelne Berufsschichten, etwa an den Kunsthandwerker oder den Werkkünstler, die Anregung für eigene Schöpfungen oder Belehrung über künstlerische Techniken früherer Zeiten finden möchten, auch nicht vorzugsweise an den Kulturhistoriker oder den Kunstgelehrten, die Stoff für kunst- und formgeschichtliche Studien suchen, sondern an jeden einzelnen in der großen Volksgemeinschaft, den der Wunsch nach Belehrung und das Verlangen nach einer Verfeinerung und Veredlung seines eigenen künstlerischen Formempfindens befeelt.

Man soll einem Kunstwerk nur dann gegenübertreten, wenn man selbst aktiv gestimmt und zu geistig produktiver Aufnahme bereit ist, denn ein Kunstwerk ist ein Lebendiges, das nur auf ein selbst Lebendiges energieerhöhend wirken kann.

Nur wer aus eigenem geistigem Bedürfnis heraus Fragen zu stellen weiß, wird Antwort erhalten können, dem Stummen bleibt auch das höchste Kunstwerk stumm.

Die Art der Fragen, die der Besucher eines Museums an die ausgestellten Gegenstände richtet, wird sich dabei, wie die Art der Antworten, die er findet, ganz nach der geistigen Art des Fragenden selbst richten. Man sollte sich jedoch in keinem Falle scheuen, auch die einfachsten Fragen zu stellen.

Die im Museum für Kunst und Gewerbe und die in vielen anderen Museen ähnlicher Art in Deutschland und im Auslande ausgestellten Dinge gehören nun gleichzeitig den verschiedensten Beziehungs- und Ausdrucksschichten an; man muß sie daher, um ihnen ganz gerecht zu werden, auch unter allen diesen verschiedenen Rücksichten betrachten, die alle bis zu einem gewissen Grade bestimmenden Einfluß auf ihre Form ausüben, wenn man zu ihrem vollen Verständnis gelangen will. Nur einzelne wesentliche Gesichtspunkte können hier kurz angedeutet werden.

1. Die meisten im Museum für Kunst und Gewerbe bewahrten Gegenstände sind Gebrauchsgeräte. Es wird sich also zunächst darum handeln, Klarheit über ihre ursprüngliche Gebrauchsbestimmung zu gewinnen, um zu erkennen, wieweit dieser praktische Zweck die Formgebung veranlaßt hat, ob und wieweit der künstlerische Erfindungsgeist in Formgebung und Schmuck über das gebrauchsmäßig Notwendige hinausgegangen ist — bisweilen vielleicht gar in Beeinträchtigung der einfachen Gebrauchsbestimmung selbst, weil dem Hersteller des Gerätes die künstlerische Form wichtiger erschien, als die Erfüllung des nächstliegenden Gebrauchszwecks.

Dabei sind die Grenzen des Spielraums bei den einzelnen Arten von Gebrauchsgeräten sehr verschieden weit gesteckt: die freien Formmöglichkeiten für die Gestaltung eines Löffels z. B. sind sehr viel enger begrenzt als die einer Hefnadel,

die leicht zum ganz frei geformten Schmuckstück werden kann und es darum oftmals geworden ist. Selbst die Form des Löffels aber wechselt unter dem Druck des allgemeinen Stilgefühls von Epoche zu Epoche in der Sezung des Verhältnisses von Stiel und Laffe, in der Gestaltung beider Teile und in der Form ihrer Verbindung miteinander.

2. Schon bei dieser Bestimmung des sachlichen Gebrauchszweckes werden nun sofort einzelne große Gruppen verschiedenartig geformter Dinge als Repräsentanten größerer Kultur- und Gesellschaftsschichten auseinandertreten. Für sakralen Gebrauch bestimmte Gegenstände haben als solche schon einen anderen Formcharakter als für profanen Gebrauch bestimmte, für bürgerlichen Gebrauch geschaffenen einen anderen als für aristokratisch-höfischen oder fürstlichen Gebrauch geschaffene.

Die Grenzen zwischen diesen verschiedenen Gruppen sind jedoch fließend. Die zu einer bestimmten Epoche herrschende Kulturmacht gewinnt bestimmenden Einfluß auch über ihr eigenstes Herrschaftsgebiet hinaus. Im Mittelalter etwa, zur Zeit der höchsten Macht der Kirche, sind oft auch profane Geräte mit religiösen Symbolen, Bildern und Inschriften geschmückt und in kirchlicher Form gehalten. Zur Zeit des fürstlichen Barockzeitalters nimmt auch das bürgerliche Gerät mit Vorliebe höfische Prunkformen an, wie umgekehrt im Beginn des 19. Jahrhunderts auch die Ausstattung fürstlicher Schlösser bürgerlichen Charakter gewinnt.

Aus der Form vieler Gebrauchsgeräte kann ferner auf den Charakter der zu ihrer Zeit herrschenden und darum von ihr repräsentierten Kultur zurückgeschlossen werden: den mainländisch-süddeutschen Fayence-Weinfrügen des 17. und 18. Jahrhunderts stehen die bayrischen und mitteldeutschen Bierhumpen der gleichen Zeit gegenüber.

3. Das sich beständig differenzierende Bedürfnis nach Zweckentsprechung schafft immer neue Formvarianten: schon das frühe 18. Jahrhundert unterscheidet unabänderlich genau zwischen Kaffee-, Tee- und Schokoladefannen und wenigstens auch zwischen Kaffee- und Teetassen. In dieser Zeit finden auch die Möbel ihre höchste und am reichsten gegliederte Formentwicklung.

Mit der Verfeinerung der gesellschaftlichen Kultur werden immer neue Gerätarten geschaffen; auf der anderen Seite verschwinden aber auch wieder einzelne Geräte aus dem Bereich dessen, was künstlerischer Formung wert und würdig gilt: noch der Hochrenaissance war z. B. der Zahnstocher, der „Zahnhaken“, ein Gegenstand künstlerischen Formbedürfnisses, der als Schmuckstück naiv an einem goldenen Kettchen um den Hals getragen wurde.

Mit allem dem bietet der Inhalt des Museums ein überaus reiches monumentales Illustrationsmaterial zur Geschichte der sachlichen und ebenso — in den Gegenständen der Darstellungen — der geistigen Kultur, ja in Bildnissen historischer Persönlichkeiten und in Anspielungen auf historische Ereignisse oder in ihrer wirklichkeitstreuen oder andeutenden Darstellung auch der politischen Geschichte.

4. Nächst der rein sachlichen Gebrauchsbestimmung wird die Form eines Gegenstandes entscheidend beeinflusst von dem zu seiner Bearbeitung verwendeten Werkstoff.

Man wird bei dem Vergleich von Gegenständen aus verschiedenen Werkstoffen sehr bald zu der Erkenntnis ihrer Eigenart nach Härte, Textur, Farbe usw. kommen, ja, es wird bei genauem Vergleich die Besonderheit der einzelnen Holzarten, Metalle, Gespinste deutlich werden.

Man wird auf Verschiedenartigkeit der naturgegebenen, der zusammengesetzten und der künstlich erzeugten Werkstoffe aufmerksam werden, und schon die damit gewonnene, einer beständigen Steigerung fähige Ausbildung des Gefühls für den Oberflächencharakter und die inneren Formungsmöglichkeiten der verschiedenen Werkstoffe bedeutet eine Steigerung des Lebensgefühls, eine Steigerung des Gefühls für den unendlichen Reichtum der natürlichen und künstlerischen Erscheinungsformen.

5. Mit der Natur des Werkstoffs hängt dann weiter die Art seiner künstlerischen Veredlung aufs engste zusammen.

Man muß, um die Fülle der Möglichkeiten zu fühlen, etwa darauf achten, ob ein Werkstoff in seiner natürlichen Daseinsform oder in künstlicher Veränderung derselben bearbeitet worden ist.

Das erstere gilt z. B. in der Regel vom Holz und vom Stein, vom Elfenbein usw., das letztere von den meisten Metallen, die in kaltem Zustande getrieben und gehämmert, zur Glut erweicht geschmiedet und, flüssig, gegossen werden können.

Ähnlich gestattet das Glas die verschiedensten künstlerischen Gestaltungsarten in verschiedenen Aggregatzuständen, und diese Verwandtschaft zwischen den beiden scheinbar völlig gegensätzlichen Werkstoffen, Metall und Glas, macht sich in ihrer künstlerischen Formung oftmals sehr deutlich bemerkbar.

Als letzte Folge solcher, sehr zu Unrecht als „kunstmaterialistisch“ verdächtigten Beobachtungen muß sich dann die für alles Erleben künstlerischer Formen entscheidende Erkenntnis ergeben, daß Form und Werkstoff in unlöslicher Verbindung und Wechselwirkung stehen und — nicht anders als Kette und Einschlag der Gewebe — erst in dieser unlöslichen Verbundenheit das Kunstwerk darstellen, das nicht irgendeine abstrakte, in einem anderen Stoff wiederholbare Formerscheinung, sondern immer nur eine in einem ganz bestimmten Werkstoff realisierte Form ist.

Das gilt nicht etwa nur von der sogenannten „Werkkunst“, es gilt ebenso von dem nur scheinbar ganz frei geschaffenen Gemälde und Bildwerk, ja, noch von der ersten vorbereitenden Form des Kunstwerks, der mit dem Stift, der Feder oder dem Pinsel gezeichneten oder getuschten Skizze.

Eben diese wesentliche Erkenntnis des Wesens künstlerischer Erscheinungen ist am leichtesten in einem „Kunstgewerbemuseum“ zu gewinnen, weil die Dinge hier am einfachsten liegen, weil sich hier das Verhältnis von Werkstoff und künstlerischer Form am durchsichtigsten darstellt.

6. Daß in „alter Zeit“ alle Bildstoffe stets ihrem ursprünglichen Stoffcharakter gemäß behandelt worden wären — wie auch heute noch immer wieder ganz gedankenlos und im Widerspruch mit den Tatsachen wiederholt wird —

trifft dabei keineswegs zu. Im Gegenteil: es scheint in der menschlichen Natur ein innerer Antrieb gelegen zu sein, einmal die in einem Bildstoff seiner Natur nach enthaltenen Formungsmöglichkeiten im Fortschreiten der Technik zu überanstrengen, dem Bildstoff mehr abzurufen, ihm mehr aufzudrängen, als seiner Art entspricht, und ferner solche Formen, die einem bestimmten Werkstoff, etwa dem Metall, angemessen sind, auf einen anderen, z. B. das Glas oder die Keramik, zu übertragen.

Man muß sich darum immer von neuem die Frage vorlegen, wie weit — vom nächstliegenden Gebrauchszweck ganz abgesehen — die künstlerische Form eines Gegenstandes dem ursprünglichen Charakter des Bildstoffes wirklich gerecht wird, wie weit sie eine Folge überfeinerter Technik oder freien Formerfindungsdranges ist.

7. Vielfach haben die einzelnen Künste wechselweise aufeinander eingewirkt, und auch in der Gebrauchskunst wird ihr Einfluß spürbar.

Hinter der gesamten europäischen Werkkunst der nachchristlichen Zeit steht die große Architektur, in der Form des einzelnen Gerätes und seinem Schmuck bald mehr, bald weniger deutlich erkennbar, bisweilen seine Gesamterscheinung von Grund auf bestimmend.

Ähnlich spiegelt sich die Entwicklung der Malerei im Schmuck des Gebrauchsgerätes wider: nur aus den griechischen Vasengemälden können wir eine annähernde Vorstellung von dem Stil der lange verlorenen gleichzeitigen monumentalen Malkunst der Griechen gewinnen, und ähnlich könnten wir schon aus dem malerischen Schmuck der italienischen Bildmajoliken des 16. und 17. Jahrhunderts und aus dem Dekor der europäischen Porzellangeschirre des Rokoko auf den Stil und die Tendenzen der gleichzeitigen italienischen Fresken und der Staffeleigemälde des 18. Jahrhunderts zurückschließen. Ja vielleicht werden diese italienischen Majoliken die Fresken Raffaels und seiner Nachfolger, vielleicht werden die Porzellanmalereien des Rokoko die Gemälde Watteaus ebenso überdauern, wie die griechischen Vasenmalereien die Fresken Polygnots überdauert haben, um dann einziger Rest einer untergegangenen großen Kunstwelt zu bleiben.

Außer Gebrauchsgeräten im engeren Sinne enthalten alle Abteilungen unseres Museums aber auch Werke der „freien“ Kunst, vor allem Bildwerke und Reliefs in verschiedenem Material, Bildnisse, bildmäßige Gemälde — oft als „Miniaturmalereien“ von kleinem Format — und Handzeichnungen, auch sie alle nicht völlig frei geschaffen, sondern in Größe und Formgebung durch den ehemaligen Verwendungszweck innerhalb einer größeren architektonischen oder innenräumlichen Einheit, durch die Formbedingungen des Bildmaterials, den jeweiligen Stand der Technik und durch den die freie Schöpferkraft in bestimmte Grenzen der Ausdrucksmöglichkeit einschließenden „Zeitstil“ in wechselndem Grade mitbestimmt.

Auch diesen Werken gegenüber wird man versuchen müssen, näher zu bestimmen, in welchem Maße sie den allgemeinen Kultur- und Formbedingungen ihrer Entstehungszeit nach ihrem gegenständlichen Inhalt und ihrer stilistischen Ausprägung entsprechen.

Nach einem alten griechischen Weisheitspruch ist der Mensch das Maß aller Dinge. Das gilt auch von der künstlerischen Darstellung der menschlichen Figur, in der jede Epoche ihr allgemeines Formideal am eindrucksvollsten verkörpert hat.

Aus diesem sich beständig wandelnden „Körpergefühl“ der wechselnden Jahrhunderte heraus ist letzten Endes auch die Form des Gebrauchsgerätes der verschiedenen Epochen zu verstehen, und so kann die Beobachtung der künstlerischen Darstellung der menschlichen Figur während der verschiedenen Epochen auch wieder helles Licht auf die Formung des Gebrauchsgerätes selbst zurückwerfen.

Der gebundenen Darstellung der menschlichen Formen in romanischer Zeit entspricht die Gebundenheit und Gedrungenheit der romanischen Architektur wie des romanischen Gerätes; der Schlankheit und elastischen Biegsamkeit gotischer Figuren entspricht der schlanke Aufbau des gotischen Gerätes. Fülle und üppige Wucht barocker Menschen Darstellung finden ihr Widerspiel in den breiten und schweren Konturen, in der bauchigen Weiträumigkeit gleichzeitiger Gefäße; die pikante Feingliedrigkeit und zierliche Bewegtheit einer Rokokofigur erscheint ebenso in der gelenkigen Form jedes Rokoko Gerätes. Diese typischen Entwicklungsstadien, die wir am deutlichsten in der Erscheinung der nachchristlichen europäischen Kunstform erkennen, sind jedoch keineswegs auf diesen Zeitraum beschränkt. Sie erscheinen in ähnlicher Weise in allen anderen, außereuropäischen und vorchristlichen Kunstkreisen, im ägyptischen und klassisch-griechischen ebenso wie etwa im ostasiatischen.

Damit sind natürlich nicht irgendwelche Einzelheiten von Formgleichheit gemeint, sondern nur die mit innerer Notwendigkeit alle Formerzeugnisse einer Epoche gleichmäßig beherrschende Gesetzmäßigkeit der Proportions- und Massengestaltung, also rein formale, rein künstlerische Inhalte. Wie die ganze organische Natur nach natürlichen Bildungsgesetzen gestaltet ist, so untersteht die Welt der Kunst einer auf der Natur des menschlichen Geistes beruhenden Gesetzmäßigkeit künstlerischer Bildung und Entwicklung.

Bei alledem handelt es sich im wesentlichen noch um ein Anknüpfen an die sachlichen Gegebenheiten des einzelnen Werkes, um seine Betrachtung mit Rücksicht auf den Zweck, den Inhalt und den Stoff, noch nicht in erster Linie um die Aufnahme seiner einmaligen reinen Formerscheinung als Kunstwerk.

Nur durch nachfühlendes, selbst wieder in neuer Form schöpferisch werdendes Aufnehmen kann man sich dieses spezifischen Formgehaltes eines Kunstwerkes und damit seiner unergänglichen Wirkung und unzerstörbaren Aktualität versichern.

Zwei Möglichkeiten nachschaffender Aufnahme bieten sich dar. Einmal der Weg über das Wort, das heißt über den Versuch, dem Ausdruck der sichtbaren Kunstgestalt in allen ihren Äußerungen als Farbe und Form mit dem beschreibenden Wort bis in die feinsten Beugungen und Brechungen so genau als irgend möglich nachzugehen, diese Einheit aus Farbe und Form mit nachfühlender Beschreibung im Wortgefüge und Satzaufbau nachzuschaffen.

Zweitens der Weg über die zeichnerische oder malerische oder modellierende



Nachbildung, wenn auch in noch so roher und dilettantischer Form. Hier gilt es, die sichtbare Gestalt in ihren Hauptverhältnissen zunächst, dann wieder bis in die letzten Feinheiten der Farben und Formbewegung nachzuschaffen.

\*

So, im Betrachten, im Nachbilden mit Wort und Stift wird im Vergleich der zahlreichen formverwandten und doch so unendlich formverschiedenen, so ganz formindividuellen Kunstwerke unserer Sammlungen das Auge und das Gefühl sich immer mehr schärfen.

Es wird endlich in allgemeinen Umrissen deutlich werden, was in dem einzelnen Werke Fortbildung und Ausgestaltung überlieferter Form, was etwa im eigentlichen Sinne Neuschöpfung und freie Erfindung ist, und endlich wird sich auf diesem Wege das Gefühl für die absolute Qualität des einzelnen Werkes entwickeln.

Dann wird sich zeigen, daß das Studium der Sammlungen unseres Museums nicht nur historischer Bildung dient, der Entwicklung des Gefühls für die historische Perspektive — das allein wäre schon reicher Gewinn! —, sondern dem Leben, dem Gefühl für die Hoheit künstlerischen Schaffens, für die geistige und sittliche Notwendigkeit des „Aberflüssigen“.

Das so allmählich entwickelte Gefühl für das Verhältnis von Gebundenheit und Freiheit in dem einzelnen Kunstwerk, die daraus folgende Einsicht in die grundsätzliche Gleichwertigkeit aller ausdrucksvoll geprägten künstlerischen Form der Vergangenheit muß zur Ehrfurcht vor jeder schöpferischen Leistung und zur Objektivität auch vor den mannigfaltigen künstlerischen Formerscheinungen der Gegenwart erziehen.

Nächst dem Wesentlichsten: der Ausbildung und Verfeinerung des Gefühls für den Ausdruck künstlerischer Form, d. h. der Ausbildung und Verfeinerung des künstlerischen Qualitätsgefühls, erscheint dies beides Hauptaufgabe der Kunstsammlungen in unserer Zeit gegenüber der Allgemeinheit: die Erziehung zur Ehrfurcht vor der künstlerischen Leistung und die Erziehung zur vorurteillosen Sachlichkeit im Urteil nach dem Worte Lessings: „Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzückung erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann.“



# Vorgeschichte und Heimatmuseum

von Dr. Hermann Schroller-Kronstadt

Die Museen sind Gradmesser der Kultur. Die große erzieherische und kulturfördernde Wirkung der deutschen, englischen und französischen Museen auf das Volk ist unverkennbar. Wie die Schulen Bildungsstätten der Jugend, so sind die Museen Bildungsstätten der Erwachsenen. Sie sind zugleich Forschungsstätten der Wissenschaft.

Es gibt verschiedene Arten von Museen, die sich nach Größe, Arbeitsgebiet usw. stark unterscheiden.

Während die großen Landesmuseen sich meist auf das Sammeln und Bearbeiten einzelner Wissensgebiete beschränken, soll das Heimatmuseum eine allseitige Kenntnis seines Gebietes vermitteln. Es soll die Vorgeschichte und Geschichte gezeigt werden; Fauna, Flora, Geologie und geographische Beschaffenheiten sind zu berücksichtigen, die Menschen, ihre Sitten, ihre rassischen Eigenheiten, Kunst und Gewerbe, all dies muß in einem Heimatmuseum zur Darstellung kommen.

In verschiedenen Ländern, wie beispielsweise in Deutschland, werden solche Heimatmuseen vom Staat oder von der Stadt begründet und erhalten einen bezahlten Fachmann zum Leiter.

Anders ist es in Siebenbürgen. Wohl erkennen auch hier gewisse Kreise den hohen kulturellen Wert eines Museums an, aber weder Staat noch Stadt haben ein Interesse daran, diese Pläne zu fördern.

Daher entstehen in verschiedenen Städten Vereine, die sich die Begründung und Pflege eines Heimatmuseums zur Aufgabe machen. Einzelne Männer haben sich so hingebungsvoll für die Verwirklichung dieser Pläne eingesetzt, daß dadurch schwere Rückschläge im eigenen Brotberuf nicht ausblieben; dafür besitzen wir aber heute schöne Museen in Schäßburg, Kronstadt, Mediasch usw.

Leider stehen heute noch weite Kreise diesen selbstlosen Bestrebungen fern, wo es doch Pflicht eines jeden Einzelnen wäre mitzuarbeiten an diesem völkischen Werk.

Die Heimatmuseen sollen möglichst den zur Stadt gehörigen Bezirk oder Komitat in ihr Arbeitsgebiet mit einbeziehen, da dadurch die Abhängigkeit von Stadt und Land entsprechend zum Ausdruck kommt und zugleich die Bindung zwischen beiden eine engere wird.

Geldliche Mittel stehen unseren Museen kaum zur Verfügung. Deswegen müssen sie danach trachten, durch geeignete Organisation ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen.

Die Verwaltung aller Sammlungen ist für eine Person — noch dazu nebenamtlich — vollständig ausgeschlossen. Die einzelnen Abteilungen müssen von besonderen Kuratoren betreut werden.

Die Mitarbeit des Landes ist auf die Weise zu erzielen, daß — wie beim Burzenländer sächsischen Museum — Vertrauensmänner auf den Gemeinden gewählt werden, die für die Interessen des Museums arbeiten. Für diese Ehrenposten kommen hauptsächlich Pfarrer und Lehrer in Frage, die über eine gute Kenntnis der Gemeinde

und ihres Hatterts verfügen und die den Bauer beeinflussen können z. B. er solle auf Scherbenvorkommen beim Pflügen achten usw.

Durch Zusammenwirken all dieser Kräfte läßt sich verhältnismäßig schnell diese oder jene vernachlässigte Abteilung ausbauen.

Ich will mich hier nur mit dem Zustandekommen bzw. der Aufstellung und Auswertung der vorgeschichtlichen Abteilung beschäftigen.

Unter Vorgeschichte verstehe ich in diesem Zusammenhang die Prähistorie (Stein- und Metallzeiten) und die Archäologie (römische Zeit).

Die Pflege der vorgeschichtlichen Abteilung zerfällt in verschiedene Abschnitte:

- a) Sammeln der Objekte durch Ausgrabungen, Funde, Ankauf oder Schenkung;
- b) Konservieren derselben;
- c) Katalogisieren;
- d) Ausstellen;
- e) wissenschaftliche Auswertung.

Die Möglichkeit, Ausgrabungen durchzuführen, ist heute an eine Erlaubnis der Kommission zur Erhaltung der heimischen Altertümer gebunden. Der Sitz dieser Kommission für Siebenbürgen ist Klausenburg, und die Grabungserlaubnis wird nur geschulten Kräften verliehen. Dadurch wird einer unwiderbringlichen Zerstörung heimischer Denkmäler durch hierzu nicht Berufene vorgebeugt. Aber dennoch wird ein großer Teil der vorgeschichtlichen Siedlungen, Gräber und anderen Fundstellen alljährlich durch den Pflug und durch bergmännische Unternehmungen zerstört.

Hier kann auch der nicht fachlich geschulte Heimatforscher rettend eingreifen, der eine Grabungserlaubnis nicht besitzt.

Er kann die gefundenen Scherben, Ton und Metallgegenstände sammeln, ihre Tiefenlage und eventuelle Schichtung sowie die Flächenausdehnung und Verbreitung feststellen und in einer Flurkarte eintragen. Kommen jedoch feststehende Altertümer in Frage, wie Burgwälle, römische Lager oder Villen, Hausgrundrisse oder Grabhügel, dann kann er deren genaue Vermessung veranlassen. Für den Hattert der einzelnen Gemeinden sind diese Beobachtungen durch die Vertrauensmänner zu machen, die von den Kindern oder Erwachsenen die Funde erfahren. Bei sorgfältiger Begehung lassen sich auf jedem Hattert mehrere prähistorische Siedlungs- oder Begräbnisplätze feststellen.

Nicht gering ist schließlich die Mitarbeit von Forstleuten, Geologen, Botanikern, Zoologen, Touristen, Jägern, usw. einzuschätzen, die auf ihren Streifzügen oft Gelegenheit haben, Beobachtungen über prähistorische Vorkommen zu machen.

Die durch Ausgrabungen und Zufallsfunde in das Museum gelangenden Gegenstände müssen erst sorgfältig konserviert werden, bevor man sie den Sammlungen einverleiht.

Wir unterscheiden zwischen organischen und anorganischen Gegenständen. Zu den anorganischen Stücken gehören solche aus Stein, Metall, Glas und Ton, während die organischen Gegenstände aus tierischen oder pflanzlichen Stoffen bestehen, wie Holz, Leder, Knochen, Horn, Pflanzenfasern usw.

Gewöhnlich sind die organischen Stücke nicht so haltbar als die anorganischen,

in manchen Fällen ist aber auch das Umgekehrte der Fall. So sind beispielsweise gebrannte Knochen viel widerstandsfähiger als das bedeutend härtere Eisen.

Für die Erhaltung der Fundstücke sind immer die ersten Stunden nach der Bergung entscheidend.

Sorgt man gleich dafür, daß die von der natürlichen Erdfeuchtigkeit durchdrungenen organischen Gegenstände bis zur Einlieferung ins Laboratorium feucht bleiben, so können sie leicht konserviert werden, während ein plötzliches Trocknen sie buchstäblich in Staub verwandelt. Die Methode des Konservierens richtet sich stets nach der Art des Stoffes. Daneben müssen auch die Lagerungsverhältnisse berücksichtigt werden, unter denen der Gegenstand gefunden wurde. Je nach den basischen oder saueren Eigenschaften des umschließenden Bodens muß eine verschiedene Vorbehandlung gewählt werden.

Die Hauptbehandlung besteht darin, daß man dem Gegenstand die durch die lange Lagerung verlorengegangenen Stoffe wieder zuzufügen sucht, oder daß man die Fundgegenstände in einer konservierenden Flüssigkeit aufbewahrt. So werden die Knochen mit einer dünnen Leimlösung getränkt, während man Gewebe mit Zelluloidlack behandelt.

Kleinere Holzgegenstände und Leder halten sich in einer schwachen Alkohollösung gut.

Bei Kupfer und Bronze soll die Patina möglichst erhalten bleiben, insbesondere wenn es sich um die schöne malachitähnliche Edelpatina handelt. Die gefährliche Salzpatina, die sich durch Kristallbildung verrät, muß jedoch sofort entfernt werden um ein völliges Zerstücktwerden des Stückes zu verhindern.

Daß Eisen zerfällt unter den in Frage kommenden Metallen am leichtesten. Deshalb ist seine Präparation am schwierigsten. Im Einzelfalle muß entschieden werden, ob es zweckmäßiger ist, den Rost zu entfernen oder aber zu säubern und zu befestigen.

Ist der Gegenstand richtig präpariert worden, dann kann er katalogisiert werden. Zu diesem Zweck erhält er eine Nummer, die an der dem Beschauer abgewandten Seite mit weißer oder schwarzer Tusche aufgezeichnet wird. Die Nummer wird mit einer schützenden Schellackschicht überstrichen.

Grundsätzlich soll jeder Gegenstand — ob klein, ob groß — eine eigene Nummer tragen, die das Auffinden des Stückes sehr erleichtert.

Aus dem Katalog soll ersichtlich sein, welche Gegenstände zusammen gefunden wurden. Außerdem sollen die Fundumstände beschrieben werden. Die publizierten Stücke sollen mit einem besonderen Zeichen versehen werden und sollen auch im Katalog einen diesbezüglichen genauen Vermerk tragen. Dadurch wird das Literatursammeln erleichtert und wird zugleich verhindert, daß dieselben Stücke ungewollt zweimal publiziert werden.

Seltene Stücke, die nach auswärts gelangt sind, sollen möglichst in guten Nachbildungen aufgestellt werden, sonst sind gute Zeichnungen von ihnen anzufertigen.

Ist bei den Grabungen eine Wohngrube, ein besonders aufgebauter Grabhügel, ein Feuerherd oder etwas Ähnliches aufgedeckt worden, so wird das betreffende Objekt am besten durch ein wahrheitsstreues Modell festgehalten.

Die Sammlung zerfällt gewöhnlich in zwei Teile, in die *Schausammlung* und in die *Studiensammlung*.

Erstere ist hauptsächlich dazu da, um dem Besucher eine Vorstellung von dem Stoff zu geben, letztere dient dem Studium der Fachleute.

Die Museumschränke sind meist so eingerichtet, daß sie in ihrem oberen Teil Platz für die Schausammlung bieten, während darunter in den Schubladen die Studiensammlung untergebracht ist, deren Fundstücke von demselben Fundort stammen, wie die der Schausammlung.

Als Grundsatz mag gelten, daß alle in einer Fundstelle vorgefundenen Kulturen in einem Schrank, jedoch entsprechend ihrer zeitlichen Reihenfolge, ausgestellt werden. Zu verwerfen ist die Auffassung, daß die verschiedenen Zeiten, auch wenn sie an derselben Stelle gefunden wurden, getrennt aufzustellen seien.

Ein wesentliches Kapitel ist die Beschriftung der Schausammlung. Der laienhafte Besucher sieht die einzelnen Gegenstände mit anderen, und zwar mit ungeschulteren Augen an als der Fachmann.

Deswegen sollen die verschiedenen Stücke kurz aber genau benannt werden. Oft wird eine einfache Skizze die Bedeutung oder Handhabung des fraglichen Gegenstandes noch besser erläutern. Modelle, Nachbildungen, Abbildungen, sollen das dem Beschauer zu bietende Bild abrunden. Vor einer Überfüllung der Schauschränke ist zu warnen, denn dadurch geht der Blick für das Wesentliche verloren.

Die Beschriftung erfolgt am besten in allen drei Sprachen. Wir vergeben uns dadurch nichts, dagegen wird der rumänische oder ungarische Besucher das Museum lieber und häufiger aufsuchen und da ihm die Gegenstände erklärt werden, bleiben sie besser in seinem Gedächtnis haften. Zugleich bekommt er dadurch einen besseren Begriff von unserer Kulturleistung und wird sie vorurteilsfreier anerkennen als im entgegengesetzten Falle.

Durch die wissenschaftliche Behandlung werden die Funde erst voll ausgewertet.

Die Eintragungen der Fundorte in Flurkarten lassen uns manche alten Flurnamen verstehen. Manche alten Sagen geben uns Hinweise auf vorgeschichtliche Befestigungswerke, Siedlungen oder Gräberstätten.

Die damalige Lebensweise, Klima, Wasserstand, Verbreitung von Wald und Feld und manch anderes können wir aus einer genauen Kartierung herauslesen. Die beim Brand der Wohnhütte entstandenen Kohlereftchen verraten uns, welche Waldbäume und Pflanzen hier vertreten waren. Die überall herumliegenden aufgeschlagenen und angebrannten Knochen zeigen uns die Haus- und Jagdtiere an, die dem Menschen zur Nahrung dienten. Die Untersuchung der zu Werkzeugen verarbeiteten Gesteine, des Schmuckes (Bernstein, vorderasiatische Muscheln usw.) läßt uns uralte Handelsstraßen erkennen.

Besondere Aufschlüsse gewährt die Töpferei. Die Keramik der einzelnen Völker ist stets genau charakterisiert durch Form, Technik und Material und unterscheidet sich dadurch von anderen Gruppen. Wie wir aber in unserer scheinbar einheitlichen sächsischen Töpferei türkische und deutsche Formen aussondern können, so erkennen wir auch bei der vorhistorischen Keramik die verschiedenen Einflüsse und Wanderungen.

Deshalb werden die dem Laien nichtflagenden Gefäßscherben vom Fachmann so sehr geschätzt, denn sie ermöglichen ihm oft erst eine genaue Zeitbestimmung.

Wesentlich für die Erkenntnis sind mitunter die Gemischen Untersuchungen der gefundenen Objekte. Sie geben oft deutliche Hinweise. So stammen in ganz Mitteleuropa die aus Antimonbronze gefertigten Waffen und Werkzeuge der sogenannten Bronzezeit aus Ungarn, wo tatsächlich beide Metalle (Antimon und Kupfer) vorkommen.

Aus den Lagerungsverhältnissen, die in den Katalogen festzuhalten sind, sowie aus dem Fehlen oder Auftreten bestimmter Gegenstände kann man wichtige Schlüsse ziehen. Durch Vergleichen mit anderen Fundstellen wird endlich die genaue zeitliche Eingliederung gegeben.

Jedes Heimatmuseum sollte bestrebt sein, die Entwicklung der vorgeschichtlichen Abteilung zu fördern. Der Sachse mit seinem ausgeprägten Geschichtssinn bringt ihr sicher reges Interesse entgegen. Die Beschäftigung mit ihr ist nicht so sehr Spielerei, wie der Laie anzunehmen geneigt ist. Die Urgeschichtsforschung fördert auch reale Werte — wenn die Bedeutung einer Wissenschaft hiernach bemessen wird —, denn sie hat uns gezeigt, daß Siebenbürgen vor der Kolonisation sieben Jahrhunderte lang germanisches Siedlungsland war, daß wir also auf keinen Fall Hergelaufene, „străini“, sind, sondern ein uraltes Aurrecht auf unseren Boden haben.



## Volkskunst und Gegenwart

von Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob-Berlin

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Heimat und Gegenwart sind die Pole aller kulturellen Arbeit. Viele fassen sie als Gegensatz auf, so daß die am stärksten zeitgenössisch eingestellten Menschen in der Heimatpflege oft zu sehr die rückschauenden Motive sehen. Im Ausgleich dazu sehen die vor allem um die Kultur des eigenen Landes und des engen Heimatbezirktes bemühten Menschen in den der Gegenwart und der Wegbereitung für die Zukunft dienenden Kämpfen gern das nur der Zeit und damit vielfach auch der Mode und dem Wandel Verbundene.

Unsere Zeit hat die Aufgabe, diese Gegensätze auszugleichen und das Positive in ihnen zu sehen. Denn einmal leben wir in einer Epoche starker Besinnung auf die Werte des Volkstums. Die kulturelle Entwicklung der Völker geht nicht mehr auf einen verwaschenen Allerweltsinternationalismus aus, man will das Gesicht jedes Volkes klar sehen, schätzt die Kräfte der einzelnen Völker und Stämme um so mehr, je mehr Eigenart in ihrem künstlerischen und handwerklichen Schaffen zum Ausdruck kommt, und strebt nach einem neuen Europa, nach einer neuen Welt, darin jedes Volk um seiner selbst willen geachtet wird. Es gibt also heute ein Bemühen um die Werte des Volkstums, das durchaus auch im Brennpunkt der eigenen Zeit liegt; es gibt zugleich ein Arbeiten für Probleme der Gegenwart, das eine neue Erkenntnis der Volkskunst verlangt.

Auch will es scheinen, als ob gerade das deutsche Volk hierbei eine besondere Stellung einnimmt. Seit Jahrhunderten ringt Deutschland danach, zu einer Ein-

heit zu kommen, die nicht durch schematisierten Zentralismus erreicht wird, sondern durch gesunde Selbstbehauptung der heimatischen Eigenart. Die Probleme also, die an die einzelnen Völker der Erde in der kommenden Zeit herantreten, hat Deutschland für seine Stämme bereits gründlich kennen gelernt, so daß die Gegensätze und Kämpfe, die hier auszutragen sind, über das Land hinaus von fruchtbarer Bedeutung werden.

Aus diesem Grunde mag es kommen, daß wir heute mit starkem Verantwortungsgefühl nach der Eigenart unseres Volkstums und nach der heimatischen Kraft der deutschen Stammeslande fragen. Was vor wenig Jahren noch als „falsche Romantik“ abgelehnt wurde, erweist sich damit als lebendig und berechtigt. Die unermüdete Arbeit vieler Vorkämpfer der Heimatbewegung wird plötzlich in ihrer vorausschauenden Bedeutung erkennbar.

Dementsprechend ändern sich auch die Gesichtspunkte, unter denen man die Volkskunst heute betrachtet. Man würde ein Stück deutscher Kulturgeschichte aufrollen, wenn man einmal wechselnd die Motive aufstellte, die bei Erforschung und Betrachtung der deutschen Volkskunde jeweils hervorgehoben wurden. Zur Zeit unserer Klassiker und Romantiker schöpfte man zur Läuterung unserer deutschen Sprache aus den Quellen der Volkskunst. So begann der junge Goethe, im Bunde mit dem Herder der Straßburger Zeit. Darin liegt die entscheidende Bedeutung der Arbeit der Romantiker von des Knaben Wunderhorn bis zu den Märcen und der Sprachforschung der Gebrüder Grimm.

Es folgt ein Bemühen um die sichtbaren Dokumente der deutschen Vergangenheit: die Gründung des Germanischen Museums, die Erforschung der realen Altstätten ist hierbei besonders wichtig. Der jüngsten Vergangenheit war die Volkskunst vielfach auf der einen Seite eine ästhetische, auf der anderen mehr eine lokale und provinzielle Frage. Die heutige Zeit steht vor einer neuen Auffassung. Ihr handelt es sich um lebendige Fragen des triebmäßig starken Gestaltungsdranges und um Schulung des Handwerks. Die Volkskunst wird als eine Muttersprache der deutschen Hand begriffen und wert gehalten.

Zu einer endgültigen Abgrenzung des Wortes Volkskunst ist es bisher noch nicht gekommen. Man wird auch in der Gegenwart gut tun, sich in der Formulierung nicht festzulegen, gerade weil man fühlt, daß die Entwicklung der nächsten Jahre noch entscheidend mitsprechen wird. Heute sind wir im allgemeinen geneigt, das Wort Volkskunst stark mit ländlicher Kultur in Verbindung zu bringen. In Wahrheit liegt auch darin eine Konstruktion, an der freilich das eine bestehen bleibt, daß die Volkskunst im Gegensatz steht zu der dem Ausdruck der Zeit dienenden Entwicklung der Stile und Moden, die ihren Sitz bei den am meisten zeitgenössischen Faktoren, vor allem also in den Städten hat. Gegenüber der Entwicklung der Stilkunst, die als starke Bewegung die Länder verbindet, auch wenn einzelne Völker früher, andere später folgen, enthält also die Volkskunst die Faktoren, die sich unbeirrbar von der stilistischen Entwicklung und von der Zeitströmung als Ausdruck der Wesenszüge der Völker und Stämme fühlbar machen.

Volkskunst wird damit zu einem Problem des Materials und seiner Behandlung. Das gilt für Ton und Wort, läßt sich aber am anschaulichsten bei Kunst und Handwerk erkennen. Vorliebe für Holz und Schnitzmotive, Freude am Flechten, starker Zusammenhang mit der Natur und den von ihr gegebenen Materialien, edige Kraft der Ornamentik, eingehendste Naturbeobachtung, besonders also Neigung für Tier- und Pflanzendarstellung kann man ganz allgemein als wesentliche Züge der deutschen Volkskunst bezeichnen. Die Vorliebe für das Holz zeigt sich beispielsweise auch darin, daß unter den Stoffen Zeugdruck, der mit holzgeschnitzten Modellen hergestellt ist, eine besondere Rolle spielt, ebenso wie der Holzschnitt in Deutschland am stärksten entwickelt und niemals aufgegeben wurde. Vorliebe für Flechtwerk zeigt sich nicht nur darin, daß im Geflecht so viel geleistet wurde, sondern auch darin, daß die ornamentalen Motive der Steinbearbeitung und der Holzbearbeitung eine innere Verbindung mit den Formen des Flechtornaments zeigen.

Mit größter Klarheit aber läßt sich beim Bauen die Einheit der deutschen Volkskunst erkennen, trotzdem — oder gerade weil — sich hier so verschiedene ausgeprägt landschaftliche Motive gegenüberstehen. Das wuchtige Herauswachsen aus der Form des Geländes gibt dem Schwarzwaldhaus ebenso wie der strohgedeckten Hütte im Rügenland ein besonderes deutsches Gepräge. Vor allem aber ist die räumliche Behandlung, die viele Einbauten liebt und im Gefühl der Kirchen wie in den einzelnen Räumen des Hauses gern wieder ein Haus im Hause baut, überall kennzeichnend. Und schließlich spricht die Art, wie die Steine geschichtet oder die Schieferplatten gelegt werden, für einen besonders engen Zusammenhang mit der Natur und den Gesetzen ihres Wachstums, ebenso wie das Fachwerk der Häuser zeigt, daß unserem Volke Baum und Wald vielleicht die höchsten Symbole sind.

So ergibt sich als Kennzeichen für die Volkskunst, daß in ihr, unbeirrbar von dem, was die Zeiten als wechselnde Probleme bringen, immer wieder die Eigenart des Stammes spricht. Wie die Volkskunst daher selbst mit der Scholle auf das Stärkste verbunden ist, so wird sie zum Nährboden, aus dem immer wieder ein Volk und eine Zeit ihre Kraft holen können.

Wenn uns dabei heute die handwerkliche Seite der Volkskunst von verstärkter Bedeutung geworden ist, so wird ein neues Erschließen und Erwerben des Materials notwendig. Nicht nur das Was — vielmehr das Wie erhält die entscheidende Bedeutung. Wir wollen die Dokumente volkstümlichen Schaffens nicht kennen lernen, um sie äußerlich nachzumachen, wir wollen heran an die Erfahrungswerte, die als ein Vermächtnis für Kunst und Handwerk in ihnen vorhanden sind.





# Die Sammlung heimischer Altertümer des Baron Bruckenthal'schen Museums in Hermannstadt

von Dr. Julius Bielz-Hermannstadt

Die Siebenbürger Sachsen sind in der glücklichen Lage, durch die hochherzige Stiftung des Gouverneurs Samuel Baron von Bruckenthal seit 1817 in Hermannstadt ein Museum ihr eigen zu nennen, dessen Gemäldegalerie und Bibliothek und das sie bergende Palais über die Grenzen ihrer Heimat bekannt geworden sind. Die wachsende Erkenntnis, daß es gerade auch für den Auslandsdeutschen unerlässlich sei, das kulturelle Werden eines Volkstums kennen und verstehen zu lernen, hat den Plan reifen lassen, das Baron Bruckenthal'sche Museum durch planmäßige Heranziehung siebenbürgisch-sächsischer Volksaltertümer zu einem sächsischen Volksmuseum auszugestalten. Großzügige Zuwendungen heimischer Altertümer haben im Laufe der Jahre diese Absicht gefördert und nun ist durch eine zusammenfassende Ordnung und teilweise Neuaufstellung dieser Sammlungen in einigen frei gewordenen Räumen der ehemaligen Mädchenschule im Bruckenthal'schen Palais ein weiterer Schritt auf diesem Wege getan. Die für den Grundstock dieser Sammlung heimischer Altertümer eingebürgerte Bezeichnung: „Volkskundliche Sammlung“ wurde beibehalten, obwohl sie über die gemeinlich darunter verstandenen häuerlichen Altertümer hinaus die Zeugen der Gegenstandskultur unseres gesamten sächsischen Volkslebens umfaßt, das ja in allen seinen Schichten eng miteinander verwoben ist.

Für die Anordnung und Aufstellung der Sammlungsgegenstände gab im allgemeinen ihr kulturgeschichtlicher Gebrauchszweck den Ausschlag. Innerhalb dieses Rahmens sind die reichen Erzeugnisse heimischer Töpferei und Leinenstickerei zu je einer Volkskunstgruppe zusammengefaßt, ohne die einheitliche Anlage des Ganzen zu verwischen.

Das vorhandene Sammlungsmaterial hat in der „Volkskundlichen Sammlung“ zunächst ein besonderes Hervortreten Hermannstadts und seines Umlandes bedingt. Es bleibt einer früheren oder späteren Zukunft vorbehalten, den Ausbau des Museums zu einem zentralen Volksinstitut für die sächsische volkskundliche Forschung nach jeder Richtung hin zu vollenden. Hierzu soll in erster Linie die systematische Ergänzung der Sammlungen aus den übrigen sächsischen Siedlungsgebieten dienen. Eile tut Not, da das Volksgut auch schon bei uns in fortschreitendem Maße aus dem lebendigen Gebrauche schwindet. Die planmäßige Zusammenarbeit der Ortsmuseen und aller mit volkskundlicher Forschung befaßten Vereinigungen und Personen in den sächsischen Schwesterstädten und Gemeinden wird diese Ziele wesentlich fördern können. Das Bruckenthal'sche Museum als zentrales Volksmuseum stört die berechtigten Interessen unserer lokalen Museen nicht. Es will die Gegenstandskultur des sächsischen Volkes in seinen allgemeinen typischen Erscheinungsformen erfassen und veranschaulichen

und die Grundlagen für wissenschaftliche Bearbeitung und Vergleichung schaffen, während die Bezirks- und Ortsmuseen (gegenwärtig in Kronstadt, Schäßburg, Mediasch und Seltau) mehr mit den lokalen Besonderheiten befaßt sein werden und aus einer Reihe allgemein typischer Erscheinungsformen nur weniger Objekte bedürfen. So wird sich auch die Möglichkeit des Austausches von Museum zu Museum ergeben. Eine dringende Notwendigkeit ist die Anlage eines sachlichen Zentralzettellataloges, der die im öffentlichen oder privaten Besitze, auch im Auslande befindlichen besonders typischen oder besonders wertvollen Objekte des sächsischen Kulturkreises umfaßt. In diesem Inventar ist die schriftliche Beschreibung und mundartliche Bezeichnung der Stücke so viel als möglich durch zeichnerische und photographische Aufnahmen zu unterstützen.

Soweit es die beschränkten Raumberhältnisse und die überkommenen, zum Teil veralteten Schaushränke zugelassen haben, ist eine belehrende und übersichtliche Aufstellung der heimischen Altertümer im Museum angestrebt, ermüdende Überfülle nach Möglichkeit vermieden worden. Die nicht ausgestellten Stücke werden zu Studienzwecken in Kästen und Depoträume eingestellt. Vergleichsammlungen aus dem Kulturkreis unserer mitbewohnenden Nationen anzuschließen, verbietet der verfügbare Raum und ist hinsichtlich des rumänischen Kulturkreises auch nicht nötig, da das Museum des rumänischen Kulturvereins „Altra“ in Hermannstadt diese Lücke ausfüllt.

Mit Berücksichtigung dieser allgemeinen Gesichtspunkte ist die „Volkskundliche Sammlung“ folgendermaßen gegliedert: Die erste Gruppe umfaßt die städtischen Gemeindealtertümer, sowie die der bürgerlichen Genossenschaften und Zünfte.

Der Raum 1: „Alt Hermannstadt“ birgt Zeugnisse der Baugeschichte der Stadt, Gegenstände der öffentlichen Verwaltung, Waffen, Münzen und Medaillen, Bildnisse verdienter Persönlichkeiten und Altertümer des Nachbarschaftswesens und des Geisteslebens in der Stadt. In einer anschließenden Kammer finden sich die Strafrechtsaltertümer.

Den Zunftaltertümern wurde ihrer Bedeutung entsprechend ein eigener Raum gewidmet.

Die zweite Gruppe umfaßt die bürgerlichen Hausaltertümer.

Möbel und Hauseinrichtungstücke, zu einem Wohnraum des 17. und 18./19. Jahrhunderts zusammengestellt, Geräte für Haushalt und Küche, Gegenstände des geselligen und häuslichen Lebens, Tracht und Schmuck vermitteln ein Bild bürgerlichen Hauswesens.

Die Erzeugnisse unserer volkstümlichen Töpferei sind ohne Berücksichtigung des Gebrauchszweckes als Volkskunstgruppe in einem eigenen Raum zusammengefaßt und leiten mit ihrem bäuerlichen Einschlag zu der

dritten Gruppe der bäuerlichen Kulturdenkmäler über. Diese sind durch das Bauernhaus in Bild und Modell, eine eingerichtete Bauernstube samt Küchenvorraum, Haus und Herdgerät, Werkzeuge des Hausfleißes und Gegenstände dörflicher Sitte und Brauchtums vertreten. Eifrige Sammelarbeit wird die vorhandenen Lücken noch auszufüllen haben. In dem letzten, dem siebenten Raum der „Volkskundlichen Sammlung“ sind die bäuerlichen Stickereien und Webereien, bäuerliche Tracht, Schmuck und Lederarbeiten wieder mehr vom Gesichtspunkt der Volkskunst aufgestellt.

Die ländlichen Wirtschaftsgeräte, die im Hofraum untergebracht sind, bedürfen der Ergänzung aus allen primitiven Beschäftigungszweigen unserer Landbewohner: Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd.

Für die vierte Gruppe der kirchlichen Altertümer, in die Ansichten von Kirchen und Kirchenburgen, Bildnisse, liturgische Gewänder, Gefäße und Gewänder, dann bemerkenswerte Grabdenkmäler, Holzplastiken, Altarbilder, Gestühle und schöne Kirchenteppiche, schließlich Musikalien und Schulaltertümer eingereiht sind, haben die edeln Raumverhältnisse in der Ferula der evangelischen Stadtpfarrkirche eine von der „Volkskundlichen Sammlung“ zwar getrennte, aber sehr vorteilhafte Aufstellung ermöglicht.

Zu der Gruppe der kirchlichen Altertümer und der bürgerlichen Hausaltertümer gehört organisch auch die reiche Sammlung von Arbeiten aus edeln Metallen, die in der Hauptsache aus Werkstätten siebenbürgisch-sächsischer Goldschmiede stammen und der gesicherten Unterbringung wegen in der „Schatzkammer“ des Bruckenthal'schen Museums belassen werden mußten. In der Schatzkammer befindet sich auch die Sammlung siebenbürgischer Münzen.

Als früheste Stufe der kulturgeschichtlichen Abteilung soll schließlich die „Archäologische Sammlung“ nicht vergessen werden. Die Funde der vorgegeschichtlichen Epochen, dann der Römerzeit und des frühen Mittelalters in Siebenbürgen stehen zwar nicht im ursächlichen Zusammenhange mit der Kulturentwicklung des sächsischen Volkes, sind aber von hohem Interesse für die allgemeine kulturgeschichtliche Entwicklung des heute von Sachsen bewohnten Bodens.

Da nicht in den Rahmen der volkskundlichen Sammlung gehörig, mag an dieser Stelle der kurze Hinweis genügen, daß in der Gemäldesammlung des Museums siebenbürgisch-sächsische Künstler zu einer eigenen Gruppe vereinigt sind. Durch Leihgaben unserer Maler und Graphiker, später vielleicht auch durch Ankäufe ist diese Gruppe erweiterungsfähig, während im übrigen die Gemäldegalerie als ein abgeschlossenes Ganzes angesehen werden muß.

Die Inventarisierung der Sammlungsobjekte geschieht in dem fortlaufend nummerierten beschreibenden Hauptkatalog, der durch einen nach sachlichen Gruppen für den Forscher angelegten Sachkatalog ergänzt wird. Ein Durchschlag des Sachkataloges wird künftig in den eingangs erwähnten Zentralzetteltatalog siebenbürgisch-sächsischer Musealobjekte einzureihen sein.

Ein kurzer gedruckter Führer durch die volkskundliche Sammlung dient mit allgemein belehrenden Erläuterungen der Orientierung und dem bessern Verständnis des Gesehenen. Zur Ergänzung des Führers ist die Aushängung von erläuternden Tabellen zu einzelnen Sammlungspartien und die Beschriftung der Gegenstände mit Angaben über Zweck und Bedeutung, Entstehungszeit usw. in Aussicht genommen. Aber besonders bemerkenswerte Sammlungsgruppen werden populäre, aber doch erschöpfende kurze Abhandlungen, die in billigen illustrierten Einzelheften herauszugeben sind, erwünschte Wegweiser für den Besucher und für den seine Schüler führenden Lehrer sein.

Als weiteres Mittel, die volkskundliche Sammlung lebendig zu gestalten, und für die Volksbildung nutzbar zu machen, wird sich neben der Führung durch das gedruckte

Wort die mündliche Führung nützlich erweisen. Sie wird auch zu einer gesunden und fachgemäßen Verwendung und Weiterbildung vorhandener heimatischer Motive in unserem bodenständigen Handwerk Anregungen geben können.

Der vorläufige Mangel eines geeigneten Saales im Museumsgebäude macht die Abhaltung von Vorträgen und die Veranstaltung wechselnder Sonderausstellungen aus den Beständen des Museums unter gelegentlicher Mitwirkung unserer Ortsmuseen und Privatsammler nicht möglich. Auf die Dauer wird man diese Einrichtung nicht entbehren können, wenn das Interesse für das Museum dauernd wacherhalten werden soll.

Der Aufgabenkreis unseres Volkstums-Museums ist weit gesteckt. Ihn zu erfüllen, und den Dienst an unserem Volke und für unser Volk, ja darüber hinaus für die gesamte deutsche Kulturgemeinschaft versehen zu können, muß es in seinen Bestrebungen allgemein und in jeder Richtung unterstützt werden. Um werkrätige Mitarbeit, Zuwendungen und Leihgaben aus allen Gebieten unserer heimischen Altortümer soll auch an diesem Orte geworben sein.



## Auslanddeutsche Städtebilder

### Reval

von Lucie Freifrau Staël v. Holstein

Eine der schönsten, ja vielleicht die schönste der nordischen Seestädte, lagert Reval am finnischen Meerbusen. Mit seinen hochragenden gotischen Kirch-, und mächtig dicken Wehrtürmen, den grauen Mauerresten und spitzgiebeligen, mit rotbraunen Ziegeln gedeckten Häusern, ein mittelalterliches Stadtbild von urdeutschem Gepräge. Inmitten ragt, ernst und stolz, ein gewaltiger Felsen empor, den Dom unter alten Linden, und einen Kranz stattlicher Bauten tragend. Von der einen Seite fällt der Domberg fast senkrecht ab. An der anderen führt, zwischen hohen Mauern, der unten mit einem Tor verschlossene Fahrweg hinauf. Daneben ein kurzer mit Steinstufen, für Fußgänger, gleichfalls durch ein schönes gewölbtes Tor. Herrlich ist von dieser Höhe der Fernblick über Stadt und Hafen auf's weite Meer. Und fast feierlich still da oben, außer wenn man zu den Freistunden, die fröhlichen Stimmen der Jungen vom Spielhose der ehrwürdigen, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden und heute noch blühenden Domschule herhallen hörte. Kein Handelsgetriebe, wie lebhaft es sich auch in der unteren Stadt befundete, denn die Häuser gehörten den alten Rittergeschlechtern und wurden meist nur zur Winterzeit bewohnt, wenn die Landwirtschaft ihren Winterschlaf hielt. Dann entfaltete sich hier oben eine rege Geselligkeit und große Gastlichkeit, in lebhaftem Austausch geistiger und landesherrlicher Interessen.

Für die Esten, einen in uralten Zeiten von Osten her eingewanderten Volksstamm, ist der Domberg eine sagenumwobene, geheiligte Stätte. Hierher trug ein Adler aus Finnland ihren Heldenkönig Kalew in seinen Fängen. Er freite

Linde, die schönste Estenmaid und herrschte mild und weise. Linda schenkte ihm drei Söhne. Der jüngste, Kalewipoeg (Kalew'ssohn) kam nach dem allzufrühen Tode des Vaters zur Welt. Linda begrub den Gatten unter mächtigen Steinblöcken, die sie zusammentrug und zu einem Berge türmte. Sie weinte dabei so heftig, daß aus ihren Tränen der obere See entstand, der heute noch Reval mit Wasser versorgt. Während sie dieses schwere Werk verrichtete, näherte sich ihr ein böser Zauberer aus Finnland und begehrte sie zum Weibe. Als sie sich ihm versagte, drohte er sie mit Gewalt zu entführen, da schrie sie in ihrer Not zu Altvater Tara, der sie in einen Stein verwandelte. Kalewipoeg, indessen herangewachsen, schwamm nach Finnland herüber, erschlug den Zauberer und machte sich auf, seine Mutter zu suchen. Rastlos streifte er durch Einöden, Moore und Schneegefilde. Endlich, im eisstarrenden höchsten Norden, begegnete er ihrem Schatten. Nun wußte er, daß sie tot war, kehrte heim und errichtete auf dem Grabe seines Vaters die erste große Estenburg aus rohen Baumstämmen und nannte sie, zu ihrem Gedächtnis, „Lindaniße“. Der Riese Kalewipoeg ist heute noch der im Epos und vielen Gesängen gefeierte Volksheld der Esten.

1219 erscheint der streitbare Dänenkönig Waldemar II. mit einer starken Flotte vor Reval und erstürmt „Lindaniße“. Die Esten ergeben sich, geloben Treue und sind bereit, sich taufen zu lassen. Drei Tage später überfallen sie die ahnungslosen Dänen in ihrem Lager. Es entbrennt ein mörderischer Kampf. Die Dänen sind nahe daran zu unterliegen. Ihr Bischof fleht inbrünstig um Hilfe zum Himmel — da senkt sich aus den Wolken eine blutrote Fahne mit weißem Kreuz. Unter diesem Zeichen gewinnen die Dänen den Sieg. Tausend Esten fallen, die anderen fliehen. Das dankbare Dänemark macht die Fahne, den Danebrog, zum Reichsbanner und Reval erhält ihn zum kleinen Wappenzeichen, während das große Stadtwappen Dänemarks drei blaue Löwen im goldenen Felde führt.

1227 dringen die Schwertritter, deren Orden Bischof Albert nach der Gründung Rigas 1201 stiftete, nach Norden vor und vertreiben die Dänen. 1238 gelingt es diesen, unter harten Kämpfen, Reval und das umliegende Gebiet wieder zu gewinnen und sich bis 1346 zu behaupten. Während der kurzen Ordensherrschaft aber sind so viele Deutsche eingewandert, so daß namentlich die rasch anwachsende Stadt durch Zuzug besonders Lübecker Handwerker und Handeltreibender einen rein niederdeutschen Anstrich gewinnt. Auf dem flachen Lande haben Ritter und Mannen sich angesiedelt, Burgen und feste Häuser gebaut, Wildnisse urbar gemacht und deutsche Kultur verbreitet. In Unbetracht dessen verließ der dänische König Erig V. 1248 Reval das Lübeckische Recht. Die ferneren Könige suchten überhaupt sich die Bürger Revals, wie auch die Ritterschaften, durch Stiftungen und weitgehende Privilegien zu verpflichten. In dieser Periode entstanden Klöster, Kirchen, Handwerker- und Kaufmannsgilden und starke Befestigungen. Aus der Ordens- und Dänenzeit stehn noch eine ganze Anzahl prachtvoller Türme trotzig da, so der lange Hermann vom Dornberg fernschauende Wacht haltend, die dicke Margarethe, die Rief in die Rief, u. a. — alles aus Fließ, dem Sandstein, aus



dem nahen Bruch des Laksberges, der wohl Revals gesamtes Baumaterial hergegeben hat, gewonnen.

1343 bricht ein furchtbarer Estenaufstand gegen Dänen und Deutsche los. Mordend, brennend und plündernd toben die wilden Heerhaufen auf der Insel Oesel und an Estlands Küste. Edelhöfe und Ortschaften stehen in Flammen. Was fliehen kann rettet sich in die festen Plätze. Reval ist von Flüchtlingen überfüllt. Die Masse der Aufrührer, unter vier Königen, wälzt sich bis vor die Tore der Stadt und die schwache dänische Besatzung gerät in eine verzweifelte Lage. Da naht der Retter! In unbegreiflich schnellem Ritt stürmt der Ordensmeister Burchard von Dreyenlewen, der vor Narwa im Kampfe mit den Russen lag, heran und vernichtet mit seinen Eisenmännern die Estenmacht. Der Dänenkönig, die Unhaltbarkeit des fernem Postens einsehend, verkauft Reval für 19.000 Mk. Silber dem Orden.

Von 1346—1561 herrscht der Orden. War der Handel bislang schon Revals Lebensnerv, so schwingt es sich in diesem Zeitabschnitt zur mächtigen Handelsempore auf, durch den Beitritt zum seebeherrschenden Bunde der Hansa, der durch den Zusammenschluß Hamburgs und Lübecks zur Wahrung gegenseitiger Handelsinteressen entstanden, bald neunzig Städte umfaßte. In stolzen Flotten, stark bemannt und gut bewaffnet, segelten die Hanseaten nach fernen Küsten, denn sie hatten mit ihren seefahrenden Nachbarn: Dänen, Schweden, Friesländern u. a. manche schwere Wasserschlacht zu bestehen und beständig blutigen Krieg mit Seeräubern zu führen. Namentlich mit den Vitalienbrüdern, unter ihrem verwegenen, gefürchteten Anführer Störtebeker, von dem Jahrhunderte später es an der Waterkant im Volksliede hieß: „Störtebeker Klaus un Gödeke Michael De röveten beede liken deel.“

Auch der Handel zu Lande war gefahrvoll genug. Vierzig Kaufleute, die in Nowgorod Handel trieben, wurden daselbst eingekerkert, mehrere Jahre lang, weil's dem Großfürsten Iwan, Vater des Schrecklichen, also gefiel.

Schlicht wohnten die begüterten Kaufherrs in ihren festgebauten Häusern hinter mächtig dicken Mauern. Sie begnügten sich oft mit einer großen Stube und mehreren Kammern. Die Diele mit den hohen vergitterten Fenstern, vor denen des Hausherrn und seiner Gefellen Arbeitstische standen, war mit feinen getäfelten Wänden und dem schönen Schnitzwerk an Türen und Geländern der ansehnlichste Raum. Im Hinterhose reihte sich Speicher an Speicher für Getreide, Flachs, Hopfen, Fässer mit gesalzenen Fischen und Seehundsthran. Die zwei- bis dreifachen Böden unter dem hohen Giebel dienten ebenfalls als Speicher und mögen die feinere Ware beherbergt haben, wie Honig, Wachs, kostbares Pelzwerk aus Nowgorod und vieles andere. Wohl auch die persischen Seiden, Seppiche, feinen Tuche und getrockneten Südfrüchte.

Wurde Reval auch nicht so reich wie Wisby auf Gotland, an der großen Hansastrafe, wo die Weiber, so sagte man, goldene Spindeln hatten und die Schweine aus silbernen Trögen fraßen, so brachten die kühnen und weifschauenden Handelsherrn es doch zu großem Vermögen und damit nahm der Hang zu Schwelgerei

und Uppigkeit bedenklich zu, besonders gelegentlich der Hochzeitschmäuse und anderer Kösten, die in den Festsälen der Gilden gefeiert wurden.

Da griffen denn die weisen Väter der Stadt mit strengen Speise- und Kleiderverordnungen ein, die der Rat sich, immer wieder von Zeit zu Zeit zu erlassen genöthigt sah. Es war genau vorgeschrieben wie viel Schüsseln, seinem Vermögen entsprechend, der Gastgeber auftragen lassen durfte, welchen Schmuck die Frauen, ihrem Stande gemäß, anzulegen hatten und wie viele Spielleute einen Festzug, vorn und hinten, begleiten sollten. Immerhin wurden die Tafelfreuden, auch die „Drunken“, nicht knapp bemessen und der Fremde in Revals Toren konnte die Gastfreundschaft und das Wohlleben, welches er bei den Bürgern fand, nicht genug rühmen. Die jungen Angereisten kehrten meist bei den Schwarzhäuptern ein. Dem Bunde unverheirateter Kaufleute gehörte ein eigener schöner Bau, die Gilde der Schwarzhäupter, heute noch ein viel beanspruchter Festsaal.

Ordnung herrschte im alten Reval, wo die braven Niedersachsen ihrer Väter Sitten und Gebräuche eingeführt hatten, Stadtvogt, Ältermänner und Ratsherrn das Regiment führten und die Handwerksleute sich in streng gesonderte Zünfte, mit Meistern, Gesellen und Lehrlingen, gegliedert hatten. Ein Stolz der gesamten Bürgerschaft waren ihre wunderschönen Kirchen, die sie nicht reich genug schmücken und ausstatten konnte. St. Olai's schlanker gotischer Turm war einst der höchste der Welt. Nach mehrfacher Zerstörung durch Feuerbrünste und Blitzschläge, heute noch, mit seinen 125 Metern, einer der höchsten. Die Kirche ist zur Dänenzeit, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, erbaut und wurde dem heiligen König Olai geweiht, der seine nordischen Völker mit Feuer und Schwert zum Christentum bekehrte. Die Brände und nach der Reformation der fanatische Wahnsinn der Bilderstürmer hat die Kirche des einst reichen Schmucks beraubt. Aber man vermisst ihn im Anschauen der herrlichen Dimensionen des ungeheueren Raumes, mit seinen, das mächtige Bogen- gewölbe tragenden Strebepfeilern und den hohen gotischen Spitzbogenfenstern.

Um so reicher an Wappenschildern, Epitaphen, Grabdenkmälern, schönen Altären, silbernen und messingenen Geräten, Zeugen einer hohen Schmiedekunst, und wundervollen Schnitzereien an Altären, Kanzeln und Gestühlen, sind der Dom und St. Nikolai, ziemlich aus der gleichen Zeit wie St. Olai stammend; besonders reich letztere, weil sie den Bilderstürmern entgangen ist. Prachtstücke sind die messingenen Leuchterkronen, Wandleuchter, sowie der mächtige, vom Boden aufragende, siebenarmige Leuchter. Sehr reich, und manchmal wunderlich, ist der mittelalterliche Bilderschmuck der Wände, da sehen wir, unter anderem, Jakob nach Agypten, in prächtiger Staatskarosse fahren, begleitet von seinen Söhnen in Radmänteln, Schlapphüten und Sellafräusen. Schließlich wird er auf einem schwarz behangenen Leichenwagen zu Grabe geführt. „Jakob“ steht auf dem Sarge, und darunter:

„Jakob endlich kommt zu Ruh,  
Als er schleußt die Augen zu.  
Un're Ruh wird gleichfalls seyn  
Unter un'rem Leichenstein.“

In der Antonius-Kapelle befindet sich ein berühmter geschnitzter und gemalter Altar und eine solche Überfülle mittelalterlicher Schätze, daß es zu weit führen würde, sie zu beschreiben oder auch nur zu nennen. Erwähnt sei nur noch eine Kopie des Holbeinschen Totentanzes aus der Marienkirche zu Lübeck. Dem Tode widersteht niemand, das verkündet er selbst. „Zum Tanze rufe ich sie allesamt: Papst, Kaiser und alle Kreatur, arm, reich, groß und klein; aber denket wohl daß ihr gute Werke mitbringet und euerer Sünden quitt werdet, denn nach meiner Pfeife müßt ihr springen.“ Und im Reigen führt das grausige Skelett sie alle mit sich.

Gottlob, daß wir von dem Tode eine andere Vorstellung haben, als frühere Jahrhunderte sie hatten.

St. Nikolai v. Bavi war ein Schutzpatron der Seefahrer und wohl verständlich, daß Revals reiche Handelsherren ihm eine Kirche stifteten.

Zu den ältesten Bauwerken Revals gehört die zweischiffige, von Kreuzgewölben überspannte Kirche zum Heiligen Geist. Sie hat einen eigentümlichen, an der Seite eingebauten Turm, mit bauchigen Ruppeln, Galerien und Zwiebeldach. Die große Glocke trägt die Jahreszahl 1433 und in plattdeutscher Mundart, die ja in Reval die übliche war, einen Spruch, der im Hochdeutschen lautet: „Ich schlage recht der Magd wie dem Knecht, der Frau wie dem Herrn. Das kann mir niemand verkehren.“

Wohl hielt der Revaler Rat, der nun schon 300 Jahre seines Amtes ehrenfest waltete, zu Anfang des 16. Jahrhunderts das bürgerliche Leben noch immer in fester Hand, aber dem Niedergange des Clerus vermochte er nicht zu steuern. — Der hohe Geist katholischer Frömmigkeit schien erloschen. Verruchte Gestalten, man denke an einen Alexander Borgia, saßen auf dem Stuhle Petri und nannten sich Christi Nachfolger. Eine grenzenlose Verderbnis und Sittenverwilderung riß wie im Westen so auch im „Lande der Heiligen Jungfrau“, der das Ordensland geweiht war, ein. Der schandbare Ablasshandel blühte hier wie dort und empörte alle rechtschaffenen christlichen Gemüter. Dazu kam, daß die Söhne der Edelleute und Patrizier, die an deutschen Hochschulen humanistischen Studien oblagen, den Geist freierlicheren Denkens mitbrachten und drüben die reine Lehre des großen Augustiners mit Begeisterung aufgenommen hatten. So war der Boden für die Reformation gut vorbereitet und die Hammerschläge an der Schloßkirche zu Wittenberg fanden lauten Widerhall. Umsonst war das Wüten der Bischöfe, das Feuer ließ sich nicht mehr dämpfen. Aus dem Nonnenkloster Brigitten bei Reval entschlüpfte manche Himmelsbraut ihrer Zelle und die zornigen Hilferufe der Äbtissin, Rat und Ordensmeister sollten die „verlaufenen Jungfrauen“ einfangen lassen, fruchteten aber nichts, denn sie waren zumeist in den sicheren Hafen der Ehe eingelaufen. 1525 vereinigten sich alle Städte des Landes, ihren evangelischen Glauben zu wahren. Zur ersten Tagung, die in Reval stattfand, schickte auch der Adel seine Delegierten und Jürgen Ungern erklärte im Namen der Ritterschaften: „Samt und sonders wollen wir dem heiligen Evangelio Göttlichen Wortes nach Inhalt des Alten und Neuen Testaments beispflichten und im Bekenntnis solchen Göttlichen Wortes Leib und



Leben einsetzen.“ Nun auch die Gebieter des Landes zur neuen Lehre übergegangen waren, verbreitete sie sich rasch, von treuen Seelsorgern ins Volk getragen, auch unter den Undeutschen und überall in Stadt und Land entwickelte sich ein blühendes Schulwesen. Bald trat Reval, wie vorher schon Riga, welcher Stadt Luther seine Auslegung des 127. Psalmes „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen“ widmet, mit dem großen Reformator in herzliche Beziehung. Reval übersendet ihm ein Geschenk von kostbaren Marderfellen zu einem Pelzrock. Einen wie hohen Wert Luther der Gewinnung der Ostseelände für das reine Evangelium beimißt „diesem äußersten Bollwerk germanischer Kultur, gegenüber asiatischer Wildheit“ geht aus seinem Schreiben an den Rigaer Rat 1524 und den folgenden an Riga und Reval gerichteten Briefen hervor. Mit Wort und Tat unterstützt er seine lieben Freunde in Riga, Reval und Dorpat. Von den zu seiner Zeit eingewanderten Predigern und Lehrern sind nicht wenige, zum Segen des Landes, dem Amte bis heute erhalten geblieben. Getreu bis in den Tod haben sich die evangelischen Prediger in allen Verfolgungszeiten bewährt, wie sie unter Polen und Russen immer wieder hereinbrachen, die Verkünder des reinen Evangeliums mit Kerker und Verbannung strafend. In jüngster Zeit, unter der grauenhaften, bluttriefenden Bolschewikenherrschaft, haben ihrer über dreißig als Bekenner den Märtyrertod erlitten.

1535 entschläft der edle Ordensmeister Wolter von Plettenberg während des Gottesdienstes in der Ordenskirche zu Wenden in seinem Lehnsessel, nachdem er den Ordensstaat 41 Jahre lang weise und kraftvoll verwaltet hatte. Mit seinem Hinscheiden lockern sich die Bande, die den Ordensstaat bisher mit dem deutschen Reiche geeint hatten. Die Ideale von einst ersterben, der tatenfrohe frische Zuzug hörte auf — es erlosch der Glanz der alten Ordensherrlichkeit.

1558 ließ Iwan IV., der Schreckliche seine furchtbaren Horden ins Land einbrechen. Unsagbares Entsetzen verbreitend, wälzen sie sich darüber hin. Tapfer verteidigte Städte und Burgen in Blut und Feuer vernichtend. Deutsche wie Undeutsche werden unter bestialischen Foltern ausgerottet. Mit Menschenfleisch wird Handel getrieben. Riga, Reval und Weizenstein hatten sich von hungernden Flüchtlingen überfüllt. Im Herbst verschwinden die entmenschten Horden mit unermesslicher Beute, im Frühjahr sind sie wieder da. Todesmutig wirft sich ihnen der Marschall von Bell entgegen, mit einer nur noch kleinen Heldenschar.

Die Ordensfahne, die in tausend Schlachten siegreich wehte, wird zum letztenmal entfaltet. Die Tapferen finden fast alle den Tod. Die wenigen Überlebenden werden mit dem Marschall nach Nowgorod geschleppt; da er sich vor dem Schrecklichen nicht demütigen will, wird er hingerichtet. Das Land ist nun herrenlos. Auf dringende Bitte der furchtbar gelichteten Ritterschaft und der verzweifelten Städter um Hilfe an das glaubensverwandte Schweden fassen diese unter Erich XIV. Fuß in Reval. Vom deutschen Reich war schon lange keine Hilfe zu erwarten gewesen. Karl V. und später Kaiser Max, hatten erklärt, daß sie, selbst in bedrängter Lage, für ihre „äußerste Christenheit“ nichts tun könnten. Die schwedische Hilfeleistung

gestaltete sich bald zu völliger Unterwerfung. Am 6. Juni 1561 leisteten Revaler Rat und Bürgerschaft dem Schwedenkönige den Treueid.

1577 standen wiederum gewaltige russische Heeresmassen vor den Mauern Revals, verwüsteten das Land und belagerten die Stadt sechs Wochen lang vergeblich.

Reval hatte während dieser schrecklichen Kriegszeit, die seinen Handel gänzlich vernichteten, so schwer gelitten, daß sein blühendes Gemeinwesen von vor 30 Jahren, nicht wieder zu erkennen war. Feuersbrünste, Pest und Hunger hatten in grausiger Weise gewüthet. Auf dem flachen Lande hatte der schwarze Tod so gründlich aufgeräumt, daß, wie der Chronist berichtet, wo einer eine menschliche Fußspur fand, er sich niederwarf und sie küßte, weil er hoffen konnte einen Mitmenschen zu begegnen. Und noch hörte die Kriegsfurie nicht auf, das kürzlich noch so blühende, jetzt völlig verarmte Land zu durchrasen, um das die von Süden eingefallen Polen erbittert mit den Schweden stritten. Wo der Pole einzog, wurden die Evangelischen grausam verfolgt. Bis in Revals Tore drangen sie nicht. Erst Gustav Adolf, der nordische Held und Gottesstreiter, machte der polnischen Schreckensherrschaft ein Ende. 1625 hatte er Est- und Livland, „die vielumtanzte Braut“, befreit und gewonnen. Unter schwedischer Herrschaft erholt sich, trotz schwerer Steuerlasten, das verwüstete Land durch den nimmermüden Fleiß und den unverzagten Mut seiner Bewohner. Aber bald fiel der Erbfeind wieder über den ewigen Kriegsschauplatz her. Zar Peter strebte nach der Ostseeküste und es entbrannte zwischen ihm und Karl XII. von Schweden der furchtbare nordische Krieg. 1710 im Frieden zu Nystadt fielen Est- und Livland mit ihren Inseln an Rußland und sollten zweihundert Jahre äußeren Friedens genießen.

Reval, das nicht mehr Bürger genug hat, um seine Wälle zu besetzen, geht kampflos in die Hände der Russen über. Der Zar bestätigt alle Privilegien und Rechte der Stadt. Die auf 400 Mann zusammenschmolzene schwedische Besatzung zieht mit klingendem Spiel zur großen Strandpforte hinaus und schifft sich nach Schweden ein, während die neuen Herren durch die Dompforte einrücken.

An seinem Eroberer hat Reval einen gnädigen Gebieter, der, nicht nur seinen herrlichen Hafen und die Werft wohl auszugestalten und zu nutzen weiß, sondern auch den Wert der tüchtigen und verlässlichen, see- und handels erfahrenen deutschen Männer, in Stadt und Land, erkennt und viele von ihnen mit hohen Vertrauensstellen in seinem Reiche auszeichnet. Est-, Liv- und Kurland, mit den Hauptstädten Reval, Riga und Mitau heißen fortan: Die russischen Ostseeprovinzen. Peter hält sich gern in Reval auf. Er legte den wundervollen Strandpark, sozusagen, mit eigenhändig an, indem er stets Eichel in seinen Rocktaschen trug und sie aussteckte, wo immer er einen passenden Platz fand. Jetzt sind es mächtige, weithin schattende Prachtexemplare. Den schönen Ort, mit einem Schloß in italienischer Bauart, schenkte er seiner Gemahlin und nannte ihn ihr zu Ehren Katharinental. Er selbst bewohnte ein kleines Häuschen, das heute noch gezeigt wird, unverändert mit seiner äußerst schlichten Einrichtung und dem Handwerkszeug des kaiserlichen Schiffbauers.

Revals Stadtbild von damals hat eine wesentliche Veränderung durch den mächtigen Bau der griechisch-orthodoxen Kathedrale auf dem Dom-Schloßplatz erfahren. Weithin leuchtet die vergoldete byzantinische Kuppel, von Zwiebeltürmchen umgeben, über der Stadt und wirkt unharmonisch in der germanischen Umgebung. Wie einst, blieb Reval ein wichtiger Handelsplatz, um so mehr, als der Hafen sich viel länger eisfrei hält als der kältere Petersburger.

Unter Peters Nachfolgern, bis in die letzten Jahre Alexander II., in denen der russische Chauvinismus bereits verhängnisvolle Gestalt annahm, konnte sich rein deutsche Kultur ungehindert entwickeln. Unter Alexander III., dem Hort des Panslawismus, hat der zähe Kampf der deutschen Ostseeländer um Schule und Sprache und jede Rechtsordnung, in Stadt und Land, niemals nachgelassen. Mit dem frevelhaften Abenteuer des Weltkrieges, in das sich Rußland 1914 stürzte, aber begann für das gesamte Deutschland der Ostseeprovinzen eine Zeit unerhörter Leiden. Die durchweg eidestreuen Untertanen, mochten sie ihr Blut auch ohne Zögern für ihren Zaren auf den Schlachtfeldern vergießen, wie grausam hart es auch war gegen ihre Stammesbrüder kämpfen zu müssen — für den bis zur Raserei gesteigerten russischen Chauvinismus waren sie hinter der Front der innere Feind, und wurden auf die törichteste Verdächtigung hin — schon für ein auf der Straße gesprochenes deutsches Wort — mit Gefängnis oder Verschickung nach Sibirien bestraft. Am grausamsten für die geringste Barmherzigkeit an den unglücklichen, Hunger und Kälte preisgegebenen deutschen Gefangenen.

Als der Thron zusammenbrach und unter seinen Trümmern jede Staatsgewalt und Ordnung begraben lag, öffneten sich die Pforten der Hölle und ihre satanischen Scharen feierten im ganzen Lande Orgien der Grausamkeit und Zerstörungswut, denen Millionen unschuldiger Menschen, vom ehrwürdigen Greise bis zum ahnungslosen Säugling, mit seiner Mutter, zum Opfer fiel. Wie im weiten Reiche, so schäumte und brandete, durch das einheimische Verbrechertum verstärkt, auch im Baltikum die rote Flut. Die zarische Regierung hatte eine radikale Entwaffnung durchgeführt, so war an eine Verteidigung nicht zu denken. Die Terroristen wüteten mordend, plündernd und brennend in Stadt und Land und schleppten Männer und Frauen in die bald überfüllten Gefängnisse. Jeder anständige Mensch, zumal Adell und Geistlichkeit, war vogelfrei und konnte nach Belieben erschossen werden. Niemand war vor nächtlicher Hausfuchung und Verschleppung sicher. Endlich, als schon viel Blut geflossen war, schlug, in allerhöchster Not, die Befreiungstunde. Die tapferen deutschen Truppen, welche die Insel Desel erobert hatten, durch tollkühn ihr Leben einsetzende Boten zu Hilfe gerufen, stürmten über's Eis nach Reval, das sie am 19. Februar 1918 kampflos einnahmen. Die Roten flohen und grenzenloser Jubel empfing die Befreier. Mit Blumen und Erfrischungen zog ihnen die deutsche Jugend begeistert entgegen und führte die geschmückten Krieger im Triumphzuge durch die Tore der Stadt. Auf den Straßen umarmten die Leute einander unter Freudentränen, alle Kirchenglocken läuteten zu Dankgottesdiensten und wie durch Zauberschlag wehte von Türmen und Giebeln

die schwarz-weiß-rote Fahne. Wer diesen Tag erleben durfte, wird das deutsche Hochgefühl, das er in jeder Brust auslöste, bis an seinen Tod nicht vergessen.

Nun folgten Monate des Wandels zwischen Höhen und Tiefen, je nach dem Stande des deutschen Waffenglücks, an dem nun auch die baltische Jugend kämpfend teilnahm — Dann lag das deutsche Reich in Trümmern. Die vor neun Monaten siegesfroh eingezogenen Truppen verließen das Land in überstürzter Hast und, vielleicht noch grauenhafter als das erstemal, ergoß sich von Osten, wieder wie eine Sturmflut, der rote Terror über die Städte und Landschaften. Es ist hier nicht der Ort, von den bestialischen Greuelthaten der sinnlosen Pöbelwut zu erzählen, noch von dem edlen Todesmute ihrer zahllosen Opfer. Dem großen Morden erlagen nicht nur deutsche Männer und Frauen, sondern auch viele Esten und Letten, meist bäuerliche Hofbesitzer, zahlreiche Einwohner Revals flohen hinüber nach Finnland, das mit seinen Terroristen, mit Hilfe der deutschen Truppen, fertig geworden war.

Reval wurde von seinem kleinen tapferen Selbstschutz gehalten, bis finnische Freischaren ihm zu Hilfe kamen, und die Roten aus dem Lande, von ihnen und dem rasch gebildeten Baltischen Regimente, aus Alt und Jung bestehend, verjagt wurden. Unterdessen hatte sich ein estnisches Volksheer gebildet, das ebenfalls den Kampf aufnahm. Im Süden kämpfte die baltische Landeswehr heldenmütig und entriß ihnen Riga. Nach Vertreibung der Bolschewiken stand den Letten und Esten nichts mehr im Wege, ihre Republiken zu gründen und das Land entschädigungslos als Staatseigentum zu erklären. Von Revals langem Hermann, den die Fahnen der Dänen, des deutschen Ordens, der Schweden und Russen und zuletzt die des deutschen Reichs geschmückt haben, wehn jetzt, wo vor siebenhundert Jahren die alte Estenburg Lindanise stand, die estnischen Farben blau, schwarz und weiß.

Revals Deutschtum ist furchtbar zusammengeschmolzen, da für die Minderheit, wie allerorten, die Lebensbedingungen und Arbeitsmöglichkeiten sich äußerst ungünstig gestaltet haben, nur einige Großfirmen, Industrieunternehmen und Banken sind in der Lage, eine größere Anzahl deutscher Beamten anzustellen und tun es in dankenswerter Weise. Mit offener Hand stützen sie, und stützt die allgemeine Opferwilligkeit, alle Werke der Kultur und Fürsorge. Die seitens der Regierung verliehene Kulturautonomie gestattet es, die heranwachsende Jugend in deutschem Geiste zu erziehen und die Verbindung mit dem alten Mutterlande, in regem Austausch der Gedankenarbeit und Persönlichkeiten zu pflegen. Dem Verbande für Auslandsdeutschtum gebührt unser tiefgefühlter Dank, wie ebenso sehr unserem Kulturrat, für die Fülle der Anregung, die uns durch Hochschulkurse und andere kulturelle Veranstaltungen geboten wird. Durch den weitblickenden, fortschrittlichen, von heißer Heimatliebe beseelten Fleiß seiner deutschen Führerschaft, und unter ihrer Leitung zu bedeutendem Wohlstande gelangten, tüchtigen estnischen Bauernschaft, war das Land reich, und der Seehandel schwunghaft. Die Zerschlagung der mustergültigen, produktiven Großwirtschaften, und schwere Besteuerung des bäuerlichen Besitzes hat die Kaufkraft des Binnenlandes gelähmt und die Export-

ware auf ein Minimum reduziert. Das flache Land hat sein deutsches Kulturelement fast gänzlich verloren. Tausende deutscher Familien sahen sich gezwungen, auszuwandern, nachdem ihnen das Dach überm Kopf und die väterliche Scholle unter den Füßen genommen wurde. Von der allgemeinen Notlage mußten sich auch die Städter in Handel, Gewerbe und Berufsleben schwer getroffen fühlen. Aber wie viele seiner grünen Zweige der Schicksalssturm auch abgerissen und wie sehr er seine Krone auch gelichtet hat, der alte Stamm wurzelt dennoch im Heimatboden. Der Balte denkt nicht daran, sich selbst und seine große kulturelle Tradition aufzugeben. Wie nach den furchtbaren Verheerungen und tausendfachen Nöten, die seine Väter überstanden haben, es in ihren Herzen geklungen haben mag: Das Haus ist zerfallen, was hat's denn für Not. — Der Geist lebt in uns allen, und unsere Burg ist Gott. — So wird, will's Gott, im jungen Geschlecht ein gottvertrauender, opfermutiger und arbeitsfroher Aufbauwille sich immer stärker regen, mit der Zielsetzung: „Bodenständigkeit in Stadt und Land“. Wir sind noch lange kein „Volk ohne Raum.“ Nach Anlage, Ausbildung und Begabung ist allerdings für manchen der Weg hinaus gewiesen — das zu verkennen wäre unbillig — aber für viele, sehr viele ist der Raum da, oder kann geschaffen werden, wenn nur der Geist und Wille vorhanden ist, der auch dem alten Reval, im Laufe von sieben Jahrhunderten, unter all' den wechselnden Fahnen, die in den Schicksalsstürmen über seinen Zinnen wehten, das Gepräge einer urdeutschen Stadt, unbeugsam zu erhalten wußte, und er ist da — unbefiegt, unsterblich, — unser Lebenswille!

BCU Cluj / Central University Library Cluj

„Denn wie die Zeiten wallen,  
Und wie die Loose fallen,  
Die eine Kraft hält jedem Wechsel stand:  
Das Baltenherz hängt treu am Baltenland“.



## Inhalt

- Aufbau und Aufgabe eines Museums für Kunst und Gewerbe von Universitäts-Professor  
Dr. Max Sauerlandt-Hamburg.
- Vorgeschichte und Heimatmuseum von Dr. Hermann Schroller-Kronstadt.
- Volkskunst und Gegenwart von Reichskunstwart Dr. Edwin Redzlob-Berlin.
- Die Sammlung heimischer Altertümer des Baron Brukenthal'schen Museums in Hermannstadt von Dr. Julius Bielz-Hermannstadt.
- Auslanddeutsche Städtebilder: Reval von Lucie Freifrau Staël v. Holstein.

\*

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.  
Ostland-Verlag, Hermannstadt.

Siebenbürgisch-Deutsches

# Tageblatt

Gründungsjahr 1874

---

---

Politisch führende Stimme der deutschen  
Volksgemeinschaft in Rumänien

---

---

Das beste Nachrichtenblatt und in-  
folge der größten Verbreitung das  
werbeförderndste Anzeigenorgan

---

---

Verwaltung des Siebenbürgisch-Deutschen  
Tageblatt / Hermannstadt-Sibiu  
Rumänien / Königin-Mariastraße Nr. 25